

Amerika: Liebe auf den ersten Blick

Gespräch mit Hans Ulrich Gumbrecht

JÜRGEN KOPPENSTEINER (Cedar Falls, Iowa)

Jürgen Koppensteiner: Bei der Lektüre Ihres neuesten Buches, *California Graffiti. Bilder vom westlichen Ende der Welt*, ist mir zunächst aufgefallen, dass Sie immer wieder den Begriff „Heimat“ verwenden. Was bedeutet „Heimat“ für Sie? Und welche Rolle spielt Amerika in Ihrem Leben?

Hans Ulrich Gumbrecht: Was bedeutet mir Amerika und was ist Heimat? Das habe ich mich selbst auch oft gefragt, weil ich das immer sage, eigenartigerweise. Ich bin in Bayern aufgewachsen und habe, bis ich 40 war, in Deutschland gelebt. Für Kalifornien habe ich ein Gefühl, das ich für Deutschland nie hatte. Für mich ist Kalifornien Heimat. Hier fühle ich mich zu Hause. Und ich bin stolz auf meine Heimat. Ich habe auch in ein paar anderen Ländern gelebt, etliche Jahre in Frankreich und in Spanien und ein paar Monate in Italien. Das Gefühl wird jetzt stärker und das hat natürlich mit dem Alter zu tun. Ich habe das Gefühl, Kalifornien ist der Ort, wo ich sterben möchte. Nicht dass ich morgen sterben will, aber ich möchte mein Leben in Kalifornien beenden. Es ist eine angenehme Vorstellung, in Kalifornien begraben zu sein, sozusagen ein Teil der Erde von Kalifornien zu werden.

J.K.: Und was verstehen Sie unter einem „kalifornischen Heimat-Romantiker“?

H.U.G.: Das war ein selbstironischer Begriff. Ich habe mich mehrmals so genannt. Wie in der Romantik in Deutschland im frühen 19. Jahrhundert. Das Wort *Heimat-Romantiker* hat in Deutschland negative Reaktionen hervorgerufen. Ich wurde angefeindet und als Vaterlandsverräter bezeichnet. Heimat und Romantik sind aber selbstironisch gemeint. Ich war von den heftigen Reaktionen in Deutschland selbst überrascht.

J.K.: Wenn Sie von Ihren Landsleuten sprechen („we Americans“), meinen Sie wohl solche mit einem US-Pass. Ihre Amerika-Euphorie, Ihren „be-

dingungslosen Wunsch“ und die Sehnsucht, Amerikaner zu werden, kann ich nicht nachvollziehen. In Ihrem Buch schreiben Sie von Ihrer Ungeduld, die Hand auf die Brust legen zu dürfen, wenn die Nationalhymne gespielt wird. Und Sie erzählen, dass Sie manchmal feuchte Augen bekommen, „wenn pathetische Accorde die Schlusszeile ‚and the land of the free‘ ankündigen“. Ist das nicht die Attitüde eines deutschen Professors, der seine Identität wechseln will?

H.U.G.: In meinem Buch ist eine Stelle, wo ich sage, ich bin nach Amerika gegangen mit dem Wunsch, wirklich ganz Amerikaner zu sein. Das hat damit zu tun, dass ich, als ich nach Amerika ging, drei Kinder hatte und jetzt vier. Ich wollte nicht in zweierlei Hinsicht der typisch europäischen Professor sein, der sich auf Distanz von diesem „komischen Land“ hält und ein guter europäischer Intellektueller und Literaturexperte ist und die Amerikaner für dumm und kulturlos hält. Ich wollte diese Art von Arroganz nicht reproduzieren.

J.K.: Und was ist mit den Kindern? Wurden die gefragt, ob sie Amerikaner werden wollten?

H.U.G.: Ich wollte auch wohin gehen, wo meine Kinder aufwachsen können und dieses Land von Kindheit an als ihre Heimat betrachten können. Das ist ihre Heimat oder wie immer man den Ort bezeichnet, wo man hingehört. Das Gefühl soll stärker sein, als es bei mir der Fall war, und insofern bin ich nicht nach Amerika gegangen und hab' gedacht, irgendwann gehe ich wieder zurück. Wenn ich ein gutes Angebot aus Europa habe, gehe ich wieder zurück. Es war also schon eine Entscheidung. Wenn es mir überhaupt nicht gefallen hätte oder man hätte mich rausgeschmissen, hätte ich zurückgehen müssen. Ich bin nicht nach Amerika gegangen mit der Vorstellung, dass es eine temporäre Sache ist. Die Hoffnungen sind aufgegangen. Die Realität hat die Hoffnung noch

überboten.

J.K.: Können Sie sich vorstellen, doch noch einmal nach Europa zurückzukehren?

H.U.G.: *Never say never*, aber ich bin jetzt 62. In Deutschland ist das normale Emeritierungsalter 65 und viele Leute fragen mich, ob ich nach der Emeritierung wieder zurückkomme nach Europa. Denen sage ich erstens, dass es kein verpflichtendes Pensionsalter bei uns gibt, und zweitens werde ich mich irgendwann emeritieren lassen, aber dass ich nach meiner Emeritierung ganz sicher in Kalifornien bleiben will. Ich reise beruflich viel, meistens akademisch, bin oft in Europa. Nach den ersten fünf Jahren wurde mir klar, was mir in Deutschland fremd und eigenartig vorkommt. Amerika ist mir vertrauter. Obwohl ich jetzt neun Monate in Deutschland war, kommen mir bestimmte Gepflogenheiten und Verhaltensweisen dort eigenartig und komisch vor. Ich kann mich mit denen nie identifizieren, aber ich kann mich darauf einstellen.

J.K.: Können Sie mir ein paar Beispiele geben?

H.U.G.: Was mich an Deutschland immer stört: Die Verkäufer im Supermarkt sind unfreundlich und belehrend. Und es kommt mir komisch vor, wenn der Mensch an der Tankstelle mir sagen will, dass er zu Höherem berufen ist, sobald man in ein Gespräch kommt, im Gegensatz zu Amerika, wo er nur ein guter Tankwart sein will. Auch wenn man jemanden länger kennt, ist es unmöglich, über Geld zu reden. Man muss geheim halten, was man verdient. Ich sag' auch nicht, was ich verdiene, damit meine Kollegen mich nicht köpfen. Ich weiß, man macht das nicht in Europa, man redet doch über Geld, aber man tut so, als würde man nicht darüber reden. Das kommt mir sehr eigenartig vor. Ein anderes Beispiel: europäische Intellektuelle, die nur aus kunsthistorischen Gründen in die Kirche gehen. Die meisten Amerikaner und die meisten Kollegen gehen in die Kirche. Ich finde das nicht komisch, wenn die Leute in die Kirche gehen und sie finden das auch nicht.

Da ist zum Beispiel die Geschichte von meinem Besuch in der First Presbyterian Church in Palo Alto, einer wohlhabenden Kleinstadt im Norden

von Silicon Valley. Da bin ich halt hin, und der Pastor dachte schon, dass ich konvertiert bin, weil da plötzlich ein neues Gesicht war, das er nicht kannte. Die Gemeinden sind ja relativ klein. Ich habe ihm ganz freundlich nein gesagt, dass es mir sehr gut gefallen hat, aber dass ich in die Kirche nur gegangen bin, weil ich etwas schreiben will. Und der Pfarrer sagte etwas wie „too bad“, aber er wollte mich nicht umstimmen und hat das freundlich respektiert. In Amerika gibt weniger Druck, einer bestimmten Schablone zu entsprechen und bestimmte Meinungen zu vertreten. Das genieße ich sehr, besonders in unserem Beruf. Es wird diskutiert und argumentiert. Man respektiert, dass andere Leute anders denken. Ich habe in meinem Leben nie die Republikaner gewählt und werde es auch nicht tun. Aber deswegen werden andere Leute, die die Republikaner wählen, nicht in Konzentrationslager geschickt.

J.K.: Sie bezeichnen sich als „Amerikaner“. Was sagen Sie zu dem Begriff „US-Amerikaner“, der sich hier – also in Europa – in den Medien und an den Universitäten weitgehend durchgesetzt hat.

H.U.G.: Na ja gut, das ist eine berechtigte Form von *political correctness*. Man sagt es. Ich habe das Problem immer, wenn ich etwas ausfüllen muss, im Hotel oder so. Wenn ich „American“ auf Englisch schreibe, sollte es klar sein, aber es ist schon wahr, dass man so den größten Teil des Kontinents von Süd- und Zentralamerika ausschließt. Und weil ich von der Pike auf Romanist bin, verstehe ich das. Aber andererseits ist es halt eine Konvention, nicht eine US-amerikanische Konvention. Man weiß ja, wenn man „Amerikaner“ sagt und nichts dazu, dann meint man normalerweise die USA. Aber wenn ich hier ein Seminar oder einen Vortrag halte und sich jemand furchtbar darüber aufregt, dann würde ich auch „US-Amerikaner“ sagen. Um des lieben Friedens willen.

J.K.: In manchen Aufsätzen und Zeitungsartikeln werden Sie als ist der bekannteste Intellektuelle Deutschlands und Amerikas bezeichnet. Aber ist das möglich? Wie können Sie beides sein?

H.U.G.: Ich sehe das differenziert. In Deutsch-

land bin ich so etwas wie ein öffentlicher Intellektueller. *Civero*, eine monatliche Zeitschrift, hat mal ein *ranking* gemacht, da war ich der dritte hinter Jürgen Habermas und Jacques Derrida. Das bin ich in Amerika sicher nicht. Ich bin da ein wohlrespektierter Professor meines Fachs. Ich würde sagen, es gibt einen strukturellen Grund. Es gibt sicher mehr Akademiker in Deutschland und Frankreich als in den USA, die als öffentliche Intellektuelle bezeichnet werden. Es ist nicht unmöglich in den USA. Ich nenne hier den Namen meines verstorbenen Kollegen, des Philosophen Richard Rorty. Der war sicher auch ein öffentlicher Intellektueller in den USA. Das bin ich eigentlich nicht.

J.K.: Zu einem anderen Thema: Sie lehren an der Stanford University, einer der Top- Universitäten in den USA, und sie haben einmal geschrieben, dass Sie zehn Jahre gebraucht haben, um zu wissen, wie eine Lehrveranstaltung für undergraduates ausschaun soll. Meine Situation war ganz anders. Ich kam gleich nach meinem Studium in Österreich nach Amerika und unterrichtete viele Jahre an einer Staatsuniversität in Iowa. Von „education“ im amerikanischen Sinn hatte ich nur wenig Ahnung, ich hatte kaum Lehrerfahrung, aber irgendwie scheint es auch funktioniert zu haben. Ich habe das Lehren schnell lernen müssen. Es würde mich interessieren, worin sich Ihrer Meinung nach die Lehre an einer amerikanischen Universität von der einer deutschen unterscheidet? Sie sprechen von einer völlig neuen Haltung. Was ist der Unterschied, was ist das Problem, was ist anders?

H.U.G.: Zum ersten ist das ganze Unternehmen, die ganze Institution „College“ keine Berufsausbildung. Während in Deutschland, unter deutschen Prämissen, viel über Bildung geredet wird, gibt es keinen Studiengang, der nicht auch eine Berufsausbildung ist. Die Leute, die Literaturwissenschaft studieren, gehen in solche Veranstaltungen und werden zu siebzig Prozent Studienräte. Zehn Prozent werden Professoren und zirka zwanzig Prozent gehen zu den Medien. In Amerika ist das „College“ von der Tradition her und auch weiterhin auf Bildung aus, d.h., die Leute sollen nach vier Jahren College gebildet sein, und zwar relativ umfassend.

J.K.: Was ist der Unterschied zwischen einem Bachelor von der Stanford University und einem Bachelor in Deutschland oder Österreich?

H.U.G.: Die haben jetzt nach der Bologna-Initiative den BA eingeführt. Ein Student, der nach drei Jahren einen BA in Romanistik kriegt, der hat nur Romanistikveranstaltungen besucht, der ist ein kleiner Spezialist für Romanistik. Jemand, der mit einem *Major* in *French* oder *Spanish* von Stanford graduiert, dem wird bescheinigt, dass er in vielen Dingen, auch in Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften oder *Human Biology* gebildet ist, wobei ein Schwerpunkt im Bereich der französischen Kultur liegt.

Das Paradoxe und Interessante ist – was man von Amerika nicht erwartet –, dass die Eltern, die *tuition* zahlen, und auch die Studenten am College Bildung erwarten und nicht Ausbildung. Wenn ich College-Kurse unterrichte, verwende ich sehr wenig Sekundärliteratur, weil ich meine, es ist ein *waste of time*, wenn ich jetzt von Leuten verlange, unendlich viel Sekundärliteratur über Goethe zu lesen. Deren Ziel ist eigentlich, einen Eindruck zu bekommen, wie Goethe *Faust I* und *Faust II* geschrieben hat. Wenn ich aber in Deutschland oder in Österreich oder in Frankreich unterrichte, sollen die Studenten auch Sekundärliteratur lesen können, weil der Schwerpunkt auf wissenschaftlichen Arbeiten liegt. Sie sollen wissenschaftlichen Zugang zu den Texten haben.

J.K.: Zum Thema Schulen: Sie schreiben in Ihrem Buch *California Graffiti*, dass die Kinder ein besseres Englisch schreiben und dass sie mehr Shakespeare gelesen haben als Sie. Meinen Sie damit öffentliche Schulen oder Privatschulen?

H.U.G.: Ich wohne in Palo Alto, einer Gemeinde mit einem enorm hohen Steueraufkommen. Da wohnen all die reichen Leute von *Silicon Valley*, die Steuern zahlen, und das hat die Konsequenz, dass Palo Alto möglicherweise die einzige Gemeinde in den USA ist, wo die öffentlichen Schulen besser sind als die privaten. Die bezahlen ihre Lehrer sehr gut, und es sind auch Lehrer von berühmten Privatschulen hier, die in den öffentlichen Schulen von Palo Alto unterrichten. Andererseits haben sie dadurch, dass es eine öffentli-

che Schule ist, Kinder aus allen sozialen Kreisen und aus allen kulturellen *backgrounds*. Alle meine Kinder sind hier in die *high school* von Palo Alto gegangen, weil es eine tolle *high school* ist. Und das sage ich auch ein bisschen polemisch, weil es nicht dem Image der USA in Europa entspricht. Die meisten *kids*, die in der *high school* waren, auch wenn diese lange nicht so gut ist wie in Palo Alto, zeigen Begeisterung für Literatur. Nicht, dass sie viel gelesen haben. Aber zumindest haben sie die Erwartung, dass das eigentlich toll ist. Und wenn ich hier Shakespeare sage, hat das schon seinen Grund. Ich glaube, es gibt keinen Autor, der so zentral ist wie Shakespeare in der anglo-amerikanischen Kultur. Zwei meiner vier Kinder haben schon in der *preschool* kleine Szenen von Shakespeare gespielt wie zum Beispiel *Midsummer Night's Dream*. Sie haben irgendwann vierzig Verse von Shakespeare auswendig gelernt. Das führte zu so einem naiven Verhältnis – aber im schönen Sinn – zu Shakespeare und anderen Autoren. Das wird in vielen europäischen Schulen nicht vermittelt, weil man in Deutschland, pädagogisch gesehen, den Begriff und die Verpflichtung des Kritischen etwas überdreht hat. Goethe muss man in Deutschland immer so lesen, dass man sagt, ja, der war Minister in Weimar und hat arme Jungs aus dem Land Weimar nach Amerika als Soldaten verkauft. Das ist zwar richtig, aber trotzdem sind die Texte, die er geschrieben hat, sehr gut.

J.K.: Was die amerikanischen Universitäten betrifft, so gibt es Ihrer Meinung nach ungefähr 25 richtige Universitäten. Kann man das so sagen? Was ist mit den anderen tausenden, die es gibt?

H.U.G.: Ohne jeden Zweifel gibt es in den USA die besten Universitäten der Welt und wahrscheinlich auch die tausend schlechtesten. Das ist schwer zu messen, aber es gibt natürlich alles, und ich sag' das auch ein bisschen deswegen, weil es in den europäischen akademischen Köpfen immer herumspukt, dass es ein amerikanisches Hochschulsystem gibt, aber das gibt es nicht. Diese *top 25*, zu denen auch Virginia und Berkeley gehören, sind schon sehr, sehr gut. Ich denke, die sind besser als die besten deutschen Universitäten. München ist in Deutschland die Nummer eins, aber man kann davon ausgehen, dass Berke-

ley und Virginia besser sind als München, vielleicht nicht in jedem Fach, aber als Institution. Dann folgen zirka. 50 oder 100 oder 150 Universitäten, die gut sind, aber nicht international bekannt. Dort will man seine Kinder nicht unbedingt hinschicken, weil es in Europa ähnlich gute Universitäten gibt. Und dann kommt ein Graben, der Rest ist uninteressant.

Mein jüngerer Sohn, der sich in seinem Leben viel mehr auf seine Qualitäten als *quarterback* im *football* konzentriert hat als auf das Akademische, hat an der San Jose State University, die zum zweiten staatlichen Universitätsystem in Kalifornien gehört, studiert. Er hat schon was gelernt, es war nicht toll, aber es war auch nicht schlecht. Und dann hat er sich für die *graduate school* beworben und wurde von der Northwestern University akzeptiert. Die ersten fünf oder 25 Universitäten sind schon ganz toll, danach es gibt eine große Zahl von guten Universitäten, aber dann bricht das System ein.

J.K.: In all Ihren Arbeiten zur Literatur spielt Österreich so gut wie keine Rolle, abgesehen von „zerwutzelten Banknoten und sündigen Priestern“, wie Sie einmal schreiben.

H.U.G.: Sie haben das Buch aber genau gelesen. Ich hege große Sympathien für Österreich. So könnte ich anfangen, und das sage ich nicht, weil Sie Österreicher sind. Im Übrigen empfinde ich auch große Sympathien für die Schweiz, obwohl die beiden Länder so grundverschieden sind. Aber meine Sympathien für Österreich haben damit zu tun, dass ich, kulturell gesehen, sehr katholisch bin. Ich gehe nicht in die Kirche, aber ich finde, dass es, kulturell gesehen, zwischen Bayern, vor allem dem südlichen Bayern, und Österreich eine große Affinität gibt. Früher hat man polemisch gesagt, dass in München oder Frankfurt der Balkan beginnt. Da möchte ich gerne balkanisch sein. In dieser Hinsicht fühle ich mich sehr wohl in Österreich. Ich fühle mich auch sehr wohl in Österreich mit Dingen, die man eigentlich kritisieren muss. Diese Vetternwirtschaft, das ironische Spiel mit Titeln wie „Herr Primar“ und der „Herr Ordinarius“ usw.

Zu meinen *all time intellectual heroes* zählt Robert Musil für die Literaturwissenschaft. Unter den ganz großen literarischen Autoren des 20. Jahr-

hunderts ist er fast mein liebster. Ich mag Musil lieber als Joyce oder Proust. Er ist einer meiner ganz großen Heroen. Dazu gehört auch ein österreichischer Protestant: Erwin Schrödinger. Schrödinger hat mir unheimlich imponiert. Er war der Nachfolger von Max Planck in Berlin, als die Nazis 1933 an die Macht kamen. Schrödinger hat immer unheimlich lang Ferien gemacht. 1933 ist er mit einem kleinen BMW nach Südtirol gefahren und hat während der Ferien beschlossen, dass er nicht mehr in das Land der Nazis zurückkehren möchte. Er hat gar nicht furchtbar protestiert, sondern hat aus Südtirol dem Rektor der heutigen Humboldt-Universität einen freundlichen Brief geschrieben, dass er wohl nicht mehr zurückkäme, er würde lieber nach England fahren und der Rektor könne seinen Lehrstuhl wieder besetzen. Das könnte man im wörtlichen Sinn eine Unverschämtheit nennen. Ich habe nichts dagegen, wenn Leute protestieren, aber der Schrödinger hat das auf charmante, elegante Weise gelöst.

J.K.: Sie haben den Spitznamen Sepp. Wie sind sie dazu gekommen?

H.U.G.: Zu dem Spitznamen Sepp, wohl der un-intellektuellste Name, den man sich vorstellen kann, bin ich gekommen, weil meine Lieblingshandpuppe eine Lederhose trug und Sepp hieß. Es gibt in unserer Familie sehr viele mit dem Namen Hans, ich sollte daher einen anderen Spitznamen haben.

J.K.: Dann erlaube ich mir, mich von Ihnen mit einem österreichischen Gruß (nicht ganz korrekt) zu verabschieden. Servus Sepp!

Hans Ulrich Gumbrecht wurde 1948 in Würzburg als Sohn eines Arztes geboren. Er gilt als einer „der wenigen deutschen Geisteswissenschaftler, die weltweit Gehör finden“ (*Die Zeit*). Er studierte Romanistik, Germanistik, Philosophie und Soziologie in Deutschland, Spanien und Italien und lehrte danach an den Universitäten Konstanz, Bochum und Siegen. Er war Gastprofessor an mehreren ausländischen Universitäten. 1998 wurde er auf den Lehrstuhl für Komparatistik an der Stanford University berufen. Hans Ulrich Gumbrecht ist Autor zahlreicher Bücher und schreibt für fast alle großen deutschsprachigen Zeitungen und Magazine.

Gumbrecht bekennt sich „überschwänglich“ zum „Amerikaner-Sein“ (Carsten Hueck), nimmt die amerikanische Staatsbürgerschaft an und will eines Tages in Kalifornien begraben werden.

Buchveröffentlichungen (Auswahl):

Eine Geschichte der spanischen Literatur. 2 Bände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990. Vom Leben und Sterben der großen Romanisten. München: Carl Hanser 2002.

1926. Ein Jahr am Rand der Zeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1655).

Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003.

Diesseits der Hermeneutik. Über die Produktion von Präsenz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004 (= edition suhrkamp 2364).

Lob des Sports. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005.

Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte. München: Wilhelm Fink 2006.

Geist und Materie – Was ist Leben: Zur Aktualität von Erwin Schrödinger (zusammen mit Robert Pogue Harrison, Michael R. Hendrickson und Robert B. Laughlin. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008 (= edition unseld 13).

California Graffiti. Bilder vom westlichen Ende der Welt. München: Hanser 2010. Unsere breite Gegenwart. Berlin: Suhrkamp 2010 (= edition suhrkamp 2627).

Präsenz. Berlin: Suhrkamp (erscheint 2011).